

LiebeR FreundIn

Pòtopwens, 24. Mai 1996

Mein kurzer Besuch in Europa war sehr intensiv und ertragreich. Im internationalen Projektkomitee werteten wir unsere bisherigen Schritte für den Aufbau des Friedenteams in Haiti aus und konnten im Ganzen eine positive Bilanz ziehen. In den ersten etwas mehr als drei Monaten seit unserer Ankunft konnten wir - unter ziemlichen Mühen - die nötige minimale Infrastruktur auf die Beine stellen und ein erstes Kontaktnetz knüpfen, sodass wir nun einigermaßen funktionsfähig sind. Rückblickend waren diese ersten Monate eher mühsam. Wir lebten stets aus dem Koffer, waren zu dritt rund um die Uhr in einem kleinen Zimmerchen, welches gleichzeitig unser Büro war. Insgesamt wunderten wir uns, wie gut wir unter den gegebenen Verhältnissen miteinander auskamen. In unserem Haus fühlen wir uns schon einigermaßen "daheim", haben Platz und können uns verteilen.

Kaum zurück in Haiti stürzte die Arbeit von neuem auf mich ein. Seit wir einigermaßen "etabliert" sind, haben wir mehr und mehr Leute, die uns besuchen. Einige, um unsere Arbeit kennenzulernen, andere mit schon ganz konkreten Anfragen. Da ich diesen Rundbrief dem Thema der Interkulturalität widmen möchte, beschränke ich mich hier auf eine kurze Rundumsicht der Tätigkeiten, um Dich auf dem Laufenden zu halten und werde im nächsten Rundbrief Näheres berichten.

Schon seit einigen Wochen begleiten wir sporadisch ein sehr interessantes, neuartiges Forum zur Lösung von Landkonflikten im fruchtbaren Artibonite-Tal. Die darin engagierten Mediatoren fragten uns um Weiterbildungskurse in Mediation und Verhandlungstechnik an, zur Zeit klären wir durch Nachforschungen ab, in wie weit ein Engagement von PBI möglich ist. Im Bereich der Workshops werden wir demnächst die ersten PBI-Ateliers animieren: am 27. Mai mit dem Team der "Fédération des Ecoles Protestante d'Haiti" zum Thema "interkulturelle Gruppendynamik", am 1. Juni gestalten wir in Moulin ein Atelier über Motivation und Gemeindeorganisation, in jenem Dorf also, wo Michel und ich so freundlich für den Sprachaufenthalt aufgenommen wurden. Weiter werden wir am 8. Juni während der Generalversammlung von "Justice et Paix" der Diözese Gonaïves PBI vorstellen und mit den Kommissionen in den Pfarreien eine Serie von Ateliers zur Einführung in Gewaltfreiheit planen. PBI-Trainer Philippe Beck aus der Schweiz kommt für zwei Monate zu uns, und wird in einer Zusammenarbeit mit MICIVIH (Zivile UNO-Mission in Haiti) und PBI eine Reihe von Workshops zur Konfliktlösung gestalten, für Friedensrichter im Departement

Artibonite und für VertreterInnen verschiedener Volksorganisationen in der Hauptstadt. Schliesslich werden wir Mitte Juli in unserem Haus eine neuntägige Weiterbildung für AnimatorInnen durchführen, zu der wir ebenfalls verschiedene Leute einladen werden. Ich freue mich sehr auf diese Veranstaltungen, da durch sie ein intensiver Austausch mit HaitianerInnen möglich wird, in dem hoffentlich beide Seiten viel dazulernen.

Bliebe viel zu erzählen, über erste Begleitungen von Gerichtsprozessen, über Anfragen, in abgelegenen Dörfern, fern von Polizei und Gerichten internationale Präsenz zu markieren, um vielleicht verfeindete Gruppen an Gewaltaktionen zu hindern, etc. An Arbeit fehlt es uns nicht und die Perspektiven sind derart, dass ich hoffe, dass das August-Training in Paris für PBI-Haiti einen Haufen Freiwillige nach Port-au-Prince führen wird.

Brüche und Brücken in einer Schwarz-Weiss-Kultur

Noch viel stärker als in Guatemala haben wir uns hier mit dem Problem grosser Unterschiede zwischen den Kulturen zu beschäftigen. In den Augen der meisten HaitianerInnen ist die Beziehung zwischen Weissen und Schwarzen zum vornherein festgelegt, je weiter entfernt von der Hauptstadt, desto extremer die Sicht. Vorurteile sind tief verankert, ich nehme laufend Arten von "umgekehrtem" Rassismus wahr: Rassismus stellt normalerweise die eigene Rasse über die andere, wertet sich selbst auf, indem sie auf die andere herabgeschaut. In Haiti scheint die Jahrhunderte dauernde Beziehung zwischen Sklaven und Herren, Beherrschten und Beherrschenden ein umgekehrtes soziopsychologisches Phänomen produziert zu haben. Die Weissen werden in (fast) jeder Beziehung als überlegen angesehen, sie sind gescheiter und vor allem reich und mächtig, sie können alles tun, was sie wollen und haben unerschöpfliche Ressourcen.

Diese Sichtweise führt zu einer fortwährenden Selbstunterschätzung, zu einem Glauben an die eigene Unfähigkeit, was zu einer Lähmung, der Eigeninitiative führen kann. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie häufig ich von HaitianerInnen in den Tap-taps oder in kurzen Gesprächen auf der Strasse zu hören bekomme, wie unfähig, chaotisch, und zu keinem Nutzen die HaitianerInnen seien, wie sie alles kaputt machten und nur auf den eigenen Profit bedacht seien, und dass für eine Entwicklung des Landes nur die Hoffnung auf die Weissen bliebe. Es ist wenig übertrieben, wenn ich die Folgen dieses Rassismus umschreibe: Haiti wartet auf die weissen "Götter", welche alles ein-

renken werden. Und wartet, und wartet... Andererseits glauben viele, dass die Weissen weder körperlich arbeiten, noch Schmerzen ertragen könnten, in praktischen Dingen gänzlich unbeholfen seien, dass sie nie müde würden und eine spezielle Nahrung benötigten.

Dieses kurz skizzierte, verallgemeinernde Bild der Rassenbeziehungen mag Dir extrem erscheinen und bestimmt müssten viele Akzente und Nuancen gesetzt werden, doch enthält es vieles, was wir hier täglich zu hören bekommen. Doch alledem diametral entgegengesetzt und jeder Logik abhold, steht der grosse, unbeugsame Stolz, den die HaitianerInnen im Grunde auf sich halten. Nach einem längeren Weg der Vertrauensfindung verschwindet bei einigen Personen allmählich die vordergründige "Unterwürfigkeit" und unsere Beziehung findet eine gleichberechtigtere Ebene. So stellt sich die für mich noch ungeklärte Frage, ob die Verhaltensweise der Schwarzen gegenüber den Weissen nicht einfach ein weiteres Phänomen der "Marronage" ist, jener typischen Art in Haiti, sich den Weissen zu entziehen und ihre wahre Identität zu verstecken.

Wie kann in diesem heiklen Terrain vorgegangen werden? Es liegt mir fern, auf diese schwierige Frage fertige Antworten geben zu wollen. Was ich im folgenden darzulegen versuche, ist die Beschreibung einiger Ansätze, welche wir hier erproben.

können, immerhin aber reicht es, um zu verstehen und einen vernünftigen Dialog führen zu können. Wir machen die Erfahrung, dass dies nicht nur den praktischen Aspekt hat, mit den Leuten direkt sprechen zu können. Darüber hinaus hat es wichtige, psychologische Dimensionen. Einerseits gehört, wer französisch spricht, automatisch zur Elite. Ich erinnere daran, dass Kreol erst seit der neuen Verfassung von 1987 als Landessprache anerkannt ist, obwohl es die eigentliche Muttersprache der HaitianerInnen ist. Vor dem Sturz Duvaliers galt Kreol als die Sprache der Leute "en dehors", d.h. ausserhalb der Stadt, ausserhalb der Gesellschaft, kurz, die Sprache der Marginalen, all jener Leute die nicht zählten, keine Rechte hatten und nie zu Worte kamen.

Im Alltag ist es noch heute normal, dass Leute, die nur Kreol sprechen, sich nicht an Weisse wenden (ausser, um zu betteln), jedes Gespräch muss hier vom Weissen ausgehen. Umgekehrt ist es ebenso normal, dass Gebildete gerne auf französisch mit Weissen ins Gespräch kommen, um ihre Schulung zu demonstrieren, (und sich vom Gros abzusetzen). Schon mehrmals führte mein konsequentes Antworten in (mehr oder weniger) Kreol zu Diskussionen, in denen diese Gebildeten mit tiefer Überzeugung darlegten, dass Kreol keineswegs eine Sprache, sondern bloss eine traurige, rudimentäre Deformation sei. Paradoxierte Weise lag es an mir als Ausländer, die Eigenständigkeit und Besonderheit der Sprache Haitis zu verteidigen!



„Hört auf!“

Graffiti in der Hauptstadt, das zeigt, wie die Länder Haiti aussagen.

„Kreol sprecke, swere Sprake...“

Als eines der Mittel, um ganz direkt Klischees zu durchbrechen, erweist sich das Erlernen der Landessprache Kreol. Selbstverständlich behauptet keiner von uns, dass wir wirklich gut kreolisch

Andererseits begegnen Weisse, die Kreol lernen und zu sprechen versuchen, den HaitianerInnen in ihrem zuhause und geben diesem Wichtigkeit. Sie überlassen ihnen den Platz des "Überlegenen": Noch mehr als das Schweizerdeutsch hat das Kreol viele Dialekte und Finessen in der Ausdrucksweise und Aussprache, so dass wohl nur ganz wenige die Sprache so perfekt erlernen, dass er/sie nicht auf Anhieb als Fremder erkannt würde, wie lange auch immer die Praxis sein möge. Wir denken, dass das bewusste Durchbrechen der beschriebenen Mechanismen, d.h. die Anerkennung und das Sprechen von Kreol schon an sich ein Beitrag zur Stärkung der haitianischen Identität ist.

Unser Auftreten als PBI-BrigadistInnen

Weitere Möglichkeiten zur Aufweichung der Rassenvisionen liegen in einigen Grundprinzipien der PBI-Arbeit. Damit meine ich verschiedene Elemente: Ich erwähnte im letzten Rundbrief kurz,

dass unser Freiwilligeneinsatz für einen Friedensdienst bei den Leuten in Moulin auf echtes Interesse stiess. Die übliche Sicht ist kurz und banal und schon deshalb umso schwerer zu korrigieren: "Alle Weissen sind reich." Von daher die automatische Reaktion, den Weissen die hohle Hand hinzuhalten, sei es auf der Strasse, aber auch durch Leuten, welche uns aufsuchen. Wenn immer sich die Möglichkeit bietet, erkläre ich daher, dass ich kein Geld zu verschenken habe, dass ich selbst knapp an Mitteln bin. Um nicht einfach als geiziger Lügner dazustehen, ist es oft nötig, ein längeres Gespräch zu führen, in welchem ich darzulegen habe, wie meine Arbeit in Haiti bezahlt wird. Dabei geht es sowohl um die Finanzierung des Projektes durch Mitgliederbeiträge und Spenden, als auch um die persönliche Unterstützungsgruppe, welche dem Freiwilligen hilft, die finanzielle Last zu tragen. Aus einem anfänglichen Unglauben entwickelt sich allmählich ein Verständnis und eine neue Sicht.

Natürlich sind es nicht nur Gespräche, sondern auch Taten, welche hier weiterhelfen. So z.B. unsere Bescheidenheit in Kleidung und Essen. Dass wir kein Auto haben, sondern uns mit öffentlichen Verkehrsmitteln fortbewegen, kostet zwar Zeit und bringt viele Unannehmlichkeiten mit sich. Andererseits ermöglicht es eine Annäherung und einen Zugang zu den Leuten, der nicht zu unterschätzen ist. Die BewohnerInnen von Moulin glaubten kaum ihren eigenen Augen und Ohren, als sie Michel und mich nach den dreieinhalb Stunden Fussmarsch schwitzend in ihrem abgelegenen Dorf ankommen sahen. Es schien, als hätten sie erstmals Weisse gesehen, welche nicht in bequemen Allradkarossen daherhauffiert kamen, sondern ihr tägliches Los langwieriger Fussmärsche teilten. Dasselbe Phänomen wiederholte sich verschiedene Male, zum Beispiel als ich mich für Interviews über Landkonflikte zu Leuten in abgelegenen Dörfchen begab. Mehrfach wiederholten Bauern die Frage, wo ich mein Auto gelassen hätte und sie glaubten mir erst, als ich ihnen im Detail inklusive Preisen erklärte, wie der Weg von Port-au-Prince bis zu ihnen im Bus und mit Tap-taps zu bewerkstelligen ist. Bleibt die Tatsache zu erwähnen, dass ich in den stets überfüllten Verkehrsmitteln noch

nie Weisse sah. Schliesslich findet ein Besuch in abgelegenen und nur mühsam zugänglichen Orten an sich Beachtung, da sich nur wenige die Mühe nehmen, sich dahin zu deplazieren. So wird bereits



Eine der üblichen Arten von "ÖV" in ländlichen Gebieten Haitis

blosses Interesse und ein einfacher Besuch bei den Leuten daheim zu einer Aufwertung und Ermutigung.

Neben vielem anderem sind auch einige Elemente im Hause zu erwähnen: Zwar beugten wir uns nach eingehenden Diskussionen dem Brauch, eine Hausangestellte zu engagieren. Dies war kaum zu umgehen, da es für Weisse eine beinahe unumstössliche Pflicht ist, den Leuten hier Arbeit zu geben. Wir beschlossen jedoch eine klare Arbeitsteilung: Julianne ist zuständig für alle Einkäufe auf dem Markt und das Mittagessen, sowie die Reinigung der gemeinschaftlichen Räume, mit Ausnahme des Büros und des Archivs. JedeR BrigadistIn ist aber selber verantwortlich für seine persönliche Wäsche sowie je zu zweit für das Zimmer. Damit wollen wir ein Zeichen gegen die häufige Ausbeutung der Hausangestellten setzen, welche normalerweise von früh bis spät eingespannt werden.

Schliesslich hatten wir schon verschiedentlich Bemerkungen, bezüglich dem Prinzip, dass wir für alle Leute offen sind und uns zum Beispiel auch mit Strassenkindern oder BettlerInnen unterhalten. Es scheint ganz so, als herrschte in den Köpfen vieler HaitianerInnen sowas wie eine Standesgesellschaft. Wir erfuhren, dass "man" nicht mit der oder diesem spreche, wenn "man" etwas auf sich halte.

Alle diese Details alltäglicher Nichtigkeiten mögen Dir wie verlorene Einzelaktionen erscheinen, doch

stellten wir längst fest, dass nichts was wir tun oder lassen, unbemerkt bleibt und ausserdem rasche Verbreitung im Quartier findet. So waren wir zum Beispiel eines Abends Ohrenzeugen, wie ein Bettler einen anderen daran hinderte, uns zu "belästigen" indem er ihm zurief: "Lass sie in Ruhe, ich kenne sie!" Auf diese Weise fallen unsere Aktionen auf uns zurück.

Blick auf die PBI-Arbeit

Im Bereich der eigentlichen PBI-Arbeit gibt es verschiedene Ansätze, welche die üblichen Rassenrollen zu durchbrechen suchen. Zuvorderst steht natürlich der Versuch an sich, im Dienst für die HaitianerInnen zu stehen. Nicht wir sind die Entscheidenden, Handelnden, sondern sind einerseits dafür da, politische Räume, welche sie errungen



Was kann die Zukunft diesem Strassenkind bringen?

haben, zu schützen, andererseits zu ermutigen, diese zu erweitern. Diese Grundhaltung, nicht an der Stelle der Einheimischen zu agieren, sondern deren Aktionen zu unterstützen oder allenfalls durch einen gleichberechtigten Austausch anzureichern, steht im krassen Gegensatz zur hiesigen Realität: Wohin man schaut, die paar wenigen Prozent Weissen, die es hier gibt, stehen beinahe durchwegs in Führungspositionen, sei es in der Wirtschaft, in der Entwicklungshilfe etc. (aber nicht in der nationalen Politik). Dass die von Weissen für Haiti aufgebauten Projekte häufig wie Kartenhäuser in sich zusammenstürzen, sobald die weisse Führung fehlt, zeigt wohl weniger eine Unfähigkeit der Schwarzen, als eine Unangepasstheit des Projektes in Inhalt und Struktur. In dem wir in unserer Arbeit den HaitianerInnen stets den ersten, bestimmenden Platz lassen und uns in ihren Dienst stellen, hoffen wir bei jenen Leuten, welche unsere Dienste in Anspruch nehmen, den häufig tief

sitzenden Minderwertigkeitskomplex aufzuweichen und das Selbstvertrauen steigern zu können.

Du wirst Dich vielleicht wundern, wie diese Erklärungen mit dem PBI-Bildungsangebot vereinbar sind? Kein leichtes Unterfangen, speziell hier, wo die meisten von uns "Lösungen" erwarten. Es bedarf jeweils einer intensiven Diskussion, um klar zu stellen, was es mit unseren Workshops auf sich hat. Wir wollen und können hier keine LehrerInnen sein, in welchem Bereich auch immer wir Ateliers machen. (Zur Illustration einige Themenbeispiele: Organisation, Gruppendynamik, Interkulturalität, Gewaltfreiheit, Vertrauen, Kommunikation, Entscheidungsprozesse, Konflikte etc.) Da gibt es keine Vorträge, keine Theorien, sondern wir benutzen als Werkzeug hauptsächlich "Spiele", Dynamiken, Rollenspiele, Theater, welche in den jeweils fraglichen, problematischen Punkten direkte, persönliche Erfahrungen aller Teilnehmenden ermöglichen. Diese werden anschliessend gemeinsam ausgewertet, zunächst auf der Ebene der erlebten Gefühle, dann auf einer inhaltlichen Ebene. Auf diese spielerische Weise lassen sich Probleme auf eine ganz persönliche Art, zum Beispiel auch non-verbal, sichtbar machen und mitteilen. Diese Arbeit führt oft zu Einsichten in sich selbst und in den anderen, welche erlauben, in der Problematik einen Schritt weiter zu kommen. Unsere Rolle in diesem ganzen Verlauf ist lediglich, einen pädagogisch durchdachten Prozess zu gestalten und sorgfältig zu animieren. Die Teilnehmenden werden mit ihren eigenen Problemen konfrontiert, tauschen

diese aus und analysieren sie gemeinsam und suchen eigene Lösungen. Diese Rolle als GeburtshelferInnen mag beinhalten, dass wir kritische Fragen stellen, vielleicht ab und zu in der Strukturierung oder Theorisierung der Problematik helfen. Das Verhältnis der Redezeit zwischen AnimatorInnen und Teilnehmenden ist geschätzt jedoch kaum eins zu neun.

In Guatemala fand diese Art von "Bildung" sehr guten Anklang, ich bin gespannt, auf welche Weise sie in Haiti aufgenommen wird. Schon bald kann ich Dir dazu erste Beobachtungen berichten.

Herzliche Grüsse

